

Ein Bericht
über die aktuelle Lage

Christen im „Heiligen Land“

Birgit Schäbler

Überall in der islamischen Welt gehen Muslime auf die Straße, verbrennen Flaggen mit einem (dänischen) Kreuz darauf, skandieren anti-westliche Parolen und setzen sogar Botschaften in Brand. In Palästina hat die fundamentalistische Hamas die Parlamentswahlen gewonnen. Sind die Christen des Orients in Gefahr? Die Situation ist vielschichtig.

Dass die Lage der Christen im Orient eine zunehmend schwierige ist, haben auch die arabischen Intellektuellen erkannt. Im Wochenendeteil der libanesischen Zeitung *Al-Nahar* gab es vor einigen Jahren eine Diskussion zur Zukunft der Christen in der Region, an der sich eine Reihe namhafter Intellektueller beteiligte. Besonders eindrücklich war eine Metapher, die in mehreren Beiträgen auftauchte, die vom Orient als einer „Art Naturschutzgebiet, einer natürlichen Umgebung für verschiedene Kulturen und seltene religiöse und kulturelle Formen“ sprach. „Im arabischen Osten“, so schrieb der libanische Autor Abbas Beydoun beispielsweise, „gibt es eine Art natürliches Museum für sehr alte Kulturen und Völker, die vom Aussterben und Verschwinden bedroht sind.“

Religiöses Disneyland

Wo wäre diese seltsame Metapher besser zu testen als in Jerusalem, dieser faszinierenden und bizarren Mischung aus harter politischer Realität, schwierigem Alltag und einem von all dem unberührt scheinen religiösen Disneyland, in das Ströme von Touristen und Tourbussen

sich jeden Tag aufs Neue ergießen. So sagt der in Jerusalem lebende Dominikanerpater Jerome Murphy O'Connor: „Von der christlichen Kirche im Orient kann man mit Fug und Recht als einer Museumskirche sprechen, von einem Disneyland des Glaubens, in dem es bald keine lebendige Gemeinde von Gläubigen mehr geben wird.“ Und ein Mitarbeiter der Weltbank, verantwortlich für verschiedene palästinensische Entwicklungsprojekte, vergleicht die Situation der palästinensischen Christen mit der einer „vom Aussterben bedrohten Art“. Es komme der Punkt, sagt er, an dem die Sache mathematisch werde. Die Art könne nicht überleben, wenn die Frauen niemanden mehr zur Fortpflanzung fänden. Für die palästinensischen Christen werde dies zu einer Darwinschen Realität.

In der Tat weisen die christlichen Palästinenser seit 1967 etwa eine doppelt so hohe Emigrationsrate auf wie die muslimischen. Und es sind beträchtlich mehr palästinensische junge Männer als Frauen, die emigrieren und die folglich den Heiratsmarkt für die zurückbleibenden Frauen zunehmend verknappen.

Nach dem letzten Zensus des israelischen Statistikamtes 1995 betrug die Zahl der in Israel lebenden Christen 101 000, die Gesamtbevölkerungszahl betrug 6,3 Millionen, einschließlich der 8000 palästinensischen Christen in Ostjerusalem. In der Westbank und im Gaza-Streifen lebten 32 000 Christen bei einer Gesamtbevölkerung von drei Millionen Palästinensern. Im Jahre 1995 betrug die Gesamtzahl

der Christen in Israel und den palästinensischen Gebieten also 133 000. Unter dem britischen Mandat, also vor 1948, wurde ihre Zahl auf 145 000 geschätzt.

Dabei sind die palästinensischen Christen die einzige schrumpfende Gruppe. Die Zahl der palästinensischen Muslime steigt durch eine hohe Geburtenrate, die Zahl der jüdischen Israelis durch Einwanderung.

In der Stadt Jerusalem lebten 1944 geschätzte 30 000 Christen, 1967 waren davon noch 12 000 übrig, im Jahre 2000 waren es in ganz Jerusalem noch 8000.

Es leben heute doppelt so viele Christen aus Ramallah in Dearborn, Michigan, USA, wie in Ramallah selbst.

Vom „Aussterben“ bedroht

Und wie die ausgewanderten Christen gerade in den USA ihre Brüder und Schwestern in Jerusalem sehen, kann man in Touristenläden im Christenviertel beobachten: Auf die Ankündigung, er und seine Familie würden demnächst emigrieren, erntete ein christlicher Keramikverkäufer reines Entsetzen von seinen Kunden, die selbst vor mehreren Jahrzehnten in die USA emigriert waren: „Aber du darfst nicht auswandern! Die Christen im Heiligen Land sterben aus!“

Diese Touristen wussten wenigstens, dass es im „Heiligen Land“, diesem Begriff aus dem neunzehnten Jahrhundert, autochthone Christen gibt. Vielen amerikanischen und anderen Weihnachts-Touristen in Bethlehem ist dies gänzlich unklar. Für sie ist die Stadt so etwas wie eine gigantische Krippenszene, ein Stück Disneyland eben. Doch auch Bethlehem wird schwer in Mitleidenschaft gezogen vom aktuellen Konflikt.

Seitdem die Trennmauer errichtet wurde, ist Bethlehem nur durch einen Checkpoint von der Größe eines mittleren Flughafenterminals erreichbar. In den zugigen Gängen dieses Terminals warten Besucher in mehr oder minder langen

Schlangen auf ihren *security check*. Das schreckt viele ab. Vater Pierbattista Pizzaballa, der neue Kustos der christlichen Stätten im Heiligen Land, ein erst neununddreißig Jahre alter Franziskaner, ist sich des Problems bewusst, das auch eine Abtrennung eines Teiles seiner Gemeinde durch die Mauer beinhaltet.

Evangelikale Aktionen

Was ihn am meisten aufzubringen scheint, sind jedoch die Pläne Benjamin Netanjahu, US-amerikanische Evangelikale (offene Unterstützer der israelischen Rechten) ein gänzlich neues, großes religiöses Zentrum in der Nähe von Kapernaum bauen zu lassen: „Die Evangelikalen haben ein Auge auf das Gelände geworfen, damit sie ihre Botschaft von der Schlacht von Armageddon verbreiten können. Israel will Millionen von solchen evangelikalen Pilgern ins Land bringen. Unsere heiligen Stätten sind sehr viel bescheidener. Was mich wirklich besorgt ist, dass dieses ganze Geschäft die Christen hier vor Ort, deren Zahl sowieso schon ständig abnimmt, verunsichert und ihnen noch einen Grund mehr gibt, sich unwohl zu fühlen.“

Die so genannten christlichen Zionisten glauben, dass der Staat Israel die Voraussetzung für die Wiederkunft Christi und die Apokalypse ist, weshalb sie einen palästinensischen Staat ablehnen. Jüngst verlautete in Israel, dass es die Verhandlungen über das Touristikprojekt mit dem evangelikalen Radikalen Pat Robertson abbreche, nachdem Robertson geäussert hat, was auf CNN zu sehen und hören war, dass der Infarkt Ariel Sharons göttliche Vergeltung sei dafür, dass er Gottes Land geteilt habe. „Gott betrachtet dies als sein Land“, sagte Robertson am 5. Januar 2006 in seinem „700 Club“-Fernsehprogramm. „Zu jedem Premierminister in Israel, der beschließt, dieses Land aufzuteilen und wegzugeben, sagt Gott: „Nein, das Land gehört mir. Wehe jedem Premierminister,

der so etwas tut.“ Der Abbruch der Verhandlungen ist jedoch kaum endgültig, besonders, da Robertson sich in einem Schreiben quasi entschuldigt hat.

Islamischer Aktivismus

Die Gründe für die christliche Auswanderung aus Israel und den besetzten Gebieten sind ganz ähnlich wie die in den benachbarten arabischen Ländern. Sie sind eine Mischung aus miteinander in Verbindung stehenden psychologischen und ökonomischen Motiven. Ein Gefühl von Unwohlsein, das in Teilen ganz sicher von dem erstarkenden und weithin sichtbaren islamischen Aktivismus geschürt wird. Immer länger werdende Gebetsrufe, Freitagspredigten, die mit so vielen Dezibeln über die Lautsprecher schallen, dass das ganze Viertel sie mit hört (und in denen schon einmal von den „Ungläubigen“ und dem, was sie erwartet, gedonnert wird), und nun die Buschfeuer von anti-westlichen Demonstrationen bedrücken. Zumindest besteht die Gefahr, dass die Christen von den Wütenden als „fünfte Kolonne des Westens“ betrachtet werden. Wenn zu diesem kulturellen Gefühl des In-die-Ecke-gedrängt-Werdens noch ökonomische Hoffnungslosigkeit dazukommt, also das Gefühl, seine Chancen nicht nutzen zu können (oder erst gar keine zu haben), ist der innere Schritt in die Emigration getan. Ist kein Visum zu erhalten, wird nicht selten in der inneren Emigration verharrt.

Eine christliche Ladeninhaberin in Bethlehem kaufte auf die immer lauter werdenden Muezzins und Freitagspredigten zusammen mit einem halben Dutzend Nachbarn ein zwei Meter hohes Neonkreuz und ließ es auf dem Dach montieren. Pünktlich zum Gebetsruf schaltet sie es ein. „Das soll heißen, dass wir Christen sind, dass wir stolz sind und dass wir seit 2000 Jahren in Bethlehem leben.“

Genau die gleiche Reaktion ist beispielsweise in Maalula, einem christlichen

Dorf in Syrien, das berühmt dafür ist, dass sich in ihm die aramäische Sprache erhalten hat, zu beobachten: christliche Kreuze, die jedes Jahr zu wachsen scheinen, und die Farbe Hellblau, christliche Symbolfarbe vor allem der Griechisch-Orthodoxen, so wie Grün die Farbe des Islams ist, die sich an Häuser- und Felswänden ausbreitet. Dies ist als direkte Reaktion auf die verstärkte Zurschaustellung islamischer Symbole zu verstehen und gleichzeitig Ausdruck einer auch im christlichen Bereich gewachsenen Religiosität.

Palästinensisches und christliches Schicksal

Die Situation in Israel und den besetzten Gebieten ist kompliziert für die Christen. Es wäre politischer Selbstmord für sie, sich vom allgemeinen politischen Schicksal der Palästinenser abzugrenzen oder abtrennen zu lassen. Doch die Situation ist vielschichtig. In Ramallah zum Beispiel ist der Bürgermeister traditionell ein Christ (obwohl die Christen in Ramallah eine recht kleine Minderheit darstellen), und das Wahlgesetz sieht für die Stadtverwaltung eine Quote von neun christlichen Sitzen zu sechs muslimischen Sitzen (und eine Quote für Frauen) vor. Von Benachteiligung kann hier keine Rede sein. Es sind nicht nur Hamas-Vertreter, die diese Quote aus prinzipiellen Gründen und mit dem Argument ablehnen, man müsse in der Lage sein und sei es auch, mit den christlichen Brüdern und Schwestern die Macht zu teilen, auch ohne Quote.

Die Hamas unterstützte die neue Bürgermeisterin von Ramallah, Jeanette Mikhail, die sowohl die Christen- als auch die Frauenquote erfüllte und die erste Frau überhaupt im Bürgermeisteramt ist, gegen die Fatah. Von dem überwältigenden Sieg der Hamas in den Parlamentswahlen sind die Christen ebenso überrascht worden wie die muslimischen Palästinenser – und die Hamas selbst. Da die Hamas aber

sogar gemischte Wahllisten unter ihrem Slogan „Reform und Wandel“ aufgestellt hatte, Wahllisten also, auf denen christliche und muslimische Kandidaten standen, und schon in den Kommunalwahlen, wie in Ramallah, christliche Kandidaten gegen die Fatah unterstützt hatte, ruft der Sieg der Hamas keine zusätzlichen christlichen Befürchtungen hervor. Der islamische Ruck, der durch Palästina geht, hat aber im täglichen Leben Auswirkungen, unter denen die Christen leiden. So ist etwa auch in überwiegend christlichen Dörfern kein Alkohol mehr frei in den Geschäften zu haben; er wird nur noch unter der Ladentheke gehandelt. Und in christlichen Kirchen sitzen Männer und Frauen schon länger in getrennten Bankreihen.

Konflikte im „Christendreieck“

Im Gespräch mit einem katholischen Priester in Ramallah existiert jedoch weder ein Christenproblem noch eine verstärkte Auswanderung seitens der Christen. Das einzige Problem sei die israelische Besatzung, und dies für alle, Christen und Muslime. Die Besatzung und der Widerstand dagegen schaffen in der Tat Brüche in den christlich-muslimischen Beziehungen der Palästinenser untereinander. Während der zweiten Intifada im Jahr 2000 kam es unter anderem zu Konflikten im „Christendreieck“ von Bethlehem, Beit Sahour und vor allem Beit Dschala, in denen die alteingesessenen mittelständischen Christen das Gefühl hatten, von den aus zumeist unteren Schichten stammenden Intifada-Kämpfern bewusst in die Schusslinie israelischen Feuers gebracht zu werden. Die Sache wurde von der israelischen Presse sofort hochgespielt (am 25. Oktober 2000 erschien auf der ersten Seite der *Jerusalem Post* ein Artikel mit der Überschrift

„Christians fleeing Beit Jala“, in dem behauptet wurde, hunderte von „friedliegenden christlichen Familien“ würden vor der Intifada und der PA flüchten). Dies wurde wiederum sofort von Vertretern der römisch-katholischen Kirche zurückgewiesen. Die christlich-muslimischen Beziehungen und die Lage der Christen verbessert all dieses nicht, ebenso wenig wie die Lage der Muslime. So ist die Zukunft der palästinensischen Christen untrennbar mit der Lösung des Konfliktes verbunden.

Mit dem romantisch angehauchten Gedanken vom Schutz exotischer uralter Gruppen und Kulturen hat diese politische Realität wenig zu tun. Und die Biotope für aussterbende Arten, von denen zu Beginn dieses Beitrages die Rede war, sind eine beunruhigende Vision dessen, wie die Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes tatsächlich real aussen könnte, nur dass in den voneinander abgetrennten, unverbundenen Gebieten der Westbank dann wahrscheinlich wirklich so gut wie keine Christen mehr leben werden. Trotzdem ist die einzige Lösung für das Christenproblem im Nahen Osten der Aufbau ziviler Strukturen in demokratischen Staaten, die diesen Namen verdienen. Und damit ist das „Christenproblem“ wiederum ein untrennbarer Teil des allgemeinen Problems des heutigen Nahen Ostens. Dieses zu einem Kulturmampf zu stilisieren, wie es im Augenblick geschieht, hilft den Christen ganz sicher nicht, ebenso wenig wie die auf die Straße getragene Wut der Muslime.

Die ungekürzte Fassung des vorliegenden Beitrages ist erschienen in: Udo Steinbach, Jan Cremer (Hg.), Die Lage der Christen im Nahen Osten, Deutsches Orient-Institut, Hamburg, März 2006.